

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 14

Artikel: Sieh' doch den silbernen Mond
Autor: Frigerio, Vittore / Angst, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und erschüttert worden war — freilich bin ich seit Kindheitstagen viel, ich möchte fast sagen, ausschließlich mit der Natur umgegangen und habe mein Herz an ihre Sprache gewöhnt und

liebe diese Sprache, vielleicht einseitiger, als es gut ist; aber ich denke, es kann kein Herz geben, dem nicht diese Erscheinung einen unverlöschlichen Eindruck zurückgelassen habe.

Sonnenaufgang.

Früh, wenn noch Dunkel auf Erden ruht,
Treibt's mich auf schwankenden Stegen
Ueber des Sturzbachs schäumende Flut
Dem kommenden Morgen entgegen.
Schon unter mir liegt der Tannenwald;
Der Hirten rufende Stimmen,
Der Herden Geläut von Spalt zu Spalt,
Wie zu höherer Alpe sie klimmen,
Sind nach und nach in der Tiefe verhallt —
Noch über Klippen ein steiler Pfad —
Da steh' ich auf ragendem Bergesgrat.

Ein Schimmer von ferner Dämmerung wallt
Und die Ränder des Himmels noch bleich und kalt!
Schlaftrunken schütteln im schweren Traum
Die Mächte des Dunkels ihr Haupt, wie das Licht
Sich mählich erhebt am Erdenaum
Und die Nacht in Schatten zusammenbricht.
Oben in zitternden Lüften steht
Der Stern der Liebe, des Tages Prophet,
Und wie er mit silberner Strahlenhand
Den Vorhang hebt von des Ostens Rand,
Schießt feuriger Schein am Himmel empor

Und leuchtet und sprüht durch der Wolken Flor.
Ueber die Länder, die Ströme, das Meer
Schreitet der Lichtgott herrlich daher;
Ein Funkeln, ein Flammen, ein Blitzen
Geht durch der Lüfte klaren Krystall,
Das die Schlünde zulezt und die Höhen all,
Der Berge eisige Spitzen
Und die Lerche, die drüber im Aether schwebt,
In breite Wogen des Lichtes begräbt.

Du, dem die Erde und Erz und Stein
In freudigen Psalmen erklingen,
Der du im Graze den Tropfen Tau
Vergoldest und hoch in des Himmels Blau
Des Adlers wallende Schwingen:
In unsere Seelen auch, Morgen, zieh ein,
Auf daß dein Hauch die Geister der Nacht,
Die düstern, in ihnen verzehre
Und bis zu des Lebens geheimstem Schacht,
Der Gedanken verborgenstem Quell,
All unser Wesen sich sonnenhell
In dem heiligen Lichte verkläre!

A. F. Graf von Schaaf.

Sieh' doch den silbernen Mond.

Von Vittore Frigerio.

Er war kein Jäger, noch wollte er es sein. Für jeden, der ihn fragte, ob er Jäger sei, hatte er nur ein verächtliches Lächeln. Er war Wilderer. So groß wurde in ihm die Leidenschaft des Wilderns, daß er, sobald die Jagd gesetzlich eröffnet war, sein Gewehr an die Wand der ruhigen Küche seines im Kastanienhain des Malcantone verborgenen Häuschens hängte und sich weder um Jagd noch Wild kümmerte.

Er strich in den Wirtshäusern herum, wo er, in Ruhe seine Bissen kauend, den Erzählungen der Jäger lauschte und sich damit begnügte, die dick aufgetragenen, phantastischen oder allzu naiven Berichte einer Jagdpartie mit einem überlegenen Lächeln zu quittieren. Seine eigenen Erlebnisse erwähnte er nie. Er kannte jeden Strauch, jeden Schlupfwinkel und hatte die topographische Karte aller Wälder, Schluchten

und Höhlen genau im Kopf. Wenn irgend ein Hase in Sicht war, wußte Pinotto es zuerst. Er verfolgte seine Spur bis in die geheimsten Winkel, doch gelang es keinem, auch nur ein Wort oder leise Andeutung zu erfahren.

Nach abgelaufener Jagdzeit legten die Jäger Gewehr und Jagdtasche beiseite, während die Hunde trübselig in ihrer Hütte winselten und den Heimwehgefühlen nach Wald und Wild freien Lauf ließen. Pinotto jedoch machte jetzt seine Flinte los, durchstreifte Büsche und Wälder und erkletterte hohe Bäume, um das Wild zu erspähen. Bis jetzt war es noch keinem gelungen, ihn auf frischer Tat zu ertappen; kühn und listig, wie er war, lachte er sich den Buckel voll über den dummen Jagdauffeher.

Oft in klaren Mondnächten oder an grauen, nebligen Februartagen widerhallte in den Ber-

gen ein Schuß: Die Hunde bellten, die Jagdhüter lauschten angestrengt und die Bauern murmelten mit einem bezeichnenden Blick gegen die Berge: „Das ist Pinotto!“

Einmal setzte ein junger, frisch angestellter Hüter es sich in den Kopf, Pinotto in die Falle zu locken und ihm ein für alle Mal das Handwerk zu legen. Schlau und geschmeidig seinerseits, organisierte der Jagdaufseher eine minutiöse Überwachung des Freblers. In den hellen Nächten versteckte er sich im Dickicht eines Kastanienhains in der Nähe von Pinottos Häuschen und sobald er ihn hinaustreten sah, folgte er ihm Schritt für Schritt. Pinotto jedoch, statt den Weg durch die Wälder einzuschlagen, nahm die Richtung auf Bisone bei Cademario, wo er, wie es allgemein hieß, dem schönsten Mädchen weit und breit, der schlanken, großgewachsenen, glutäugigen Isolina den Hof machte.

Eines Abends schlug Pinotto aber doch den Weg durch den Wald ein. Es war ein Märzabend mit zunehmendem Monde und einem von schwarzen Wolken verhängten Himmel, die auf den schwachen Mondesglanz gigantische Schatten warfen. Pinotto hatte sich einen Sack wie eine Kapuze über den Kopf gestülpt; seine bizarre Form verriet un schwer, wie ein Kind es sehen konnte, daß sein Träger ein Gewehr mit sich führte. Pinotto durchquerte Gebüsch und Kastanienhaine und erkletterte den San Bernardo, um auf der andern Seite wieder hinunterzusteigen, der Hüter ihm immer dicht auf den Fersen. „Dieses Mal“, dachte er, „entwischest du mir nicht wieder!“ —

Der Lauf dauerte ein paar Stunden. Der junge Aufseher konnte vor Anstrengung und Aufregung kaum mehr atmen und begann, seinen Eifer zu bereuen. Nach geraumer Zeit verschwand der Mond, der bisher mit den Wolken Versteckens gespielt, hinter einer großen, schwarzen Wolke. „Adieu, Mondesglanz!“ —

Man wählte sich im schwarzen Dunkel eines Tunnels, aber kurz darauf trat das Gestirn neuerdings aus den Wolken heraus, hell, klar, silberglänzend, Busch und Wald mit seinem Glanz überflutend. Von Pinotto aber keine Spur. Über dem Feld weite, tiefe Ruhe, die nur durch Grillengezirpe und leises Blätterrauschen unterbrochen wurde.

Der Hüter war wie zu Stein erstarrt — wo blieb denn in aller Welt Pinotto? Seine Augen durchbohrten das tiefste Gebüsch und hesteten

sich auf jeden mondbeglänzten Baumstamm: nichts — nichts — Pinotto war einfach verschwunden.

Unverrichteter Sache, müde und verdrossen kehrte der Aufseher nach Hause zurück. Zwei Tage später fand er frühmorgens beim Verlassen seines Hauses ein frisches Hasenfell an die Türe geheftet.

Die Liebe Pinottos zur schönen Isolina brannte lichterloh. Bei Tag und bei Nacht sah man den feurigen Liebhaber in Bisone um das Haus Isolinas streichen. So kühn und draufgängerisch Pinotto auch in allen Dingen war, in der Liebe blieb er schüchtern, gehemmt, deshalb übertrug er nach vergeblichen Versuchen, sein scheues Wesen in dieser Angelegenheit zu befeuern, einem Freund die Mission, bei seiner schönen Angebeteten für ihn den Brautwerber zu spielen, was nicht so ganz leicht sein sollte, da die stolze Isolina jedem, der sich zu kühn an sie heranwagte, mit Ohrfeigen drohte.

Isolina gestand ohne weiteres, daß ihr der schöne sympathische Pinotto gefalle, daß sie aber niemals Hand und Herz einem Wilderer schenken würde. In ihrer Familie, deren Glieder brave Rassejäger waren, hegte man traditionsgemäß einen ausgesprochenen Haß für alle Wilderer und Zerstörer der geheiligten Jagdritze. Dies zu hören, war für Pinotto ein schwerer Schlag. Dem Wildern entsagen? — Nein, niemals! — Aber diesem „Niemals“ setzte sich die brennende Liebe aufrüttelnd, mit Hammerschlägen entgegen. Und Liebe überwindet alles. So legte Pinotto, dieser kühne, unbußfertige Wilderer des Malcantone der schönen Isolina das Gelübde zu Füßen, nie wieder in den Schonzeiten zum Gewehr zu greifen. Isolina, gerührt von dem großen Opfer und ihrerseits ein bißchen verliebt, räumte Pinotto von Tag zu Tag einen größern Platz in ihrem Herzen ein. Das Verlöbniß der Beiden schien besiegelt — im Dorfe sprach man von nicht zu fernem Hochzeit.

Es war an einem herrlichen Maiabend, die Luft erfüllt von würzigem Heuduft, die ganze Landschaft in silbernen Mondschimmer getaucht, als Pinotto, die Gitarre auf der Schulter, sich dem Hause Isolinas näherte, um seiner Liebsten ein Ständchen darzubringen. Unter dem Fenster der Geliebten ertönten die ersten Akkorde, dann hub er mit schöner, dunkelgefärbter Baritonstimme zu singen an:

„Sieh' doch den silbernen Mond,
Sieh' die balsamische Nacht — — —“

Bei den ersten Klängen öffnete sich oben das Fenster und das strahlende, lächelnde Gesicht Isolina erschien. Pinotto wiederholte eindringlicher:

„Sieh' doch den silbernen Mond,
Sieh' die balsamische — — —“

„Bum — hum!“ —

Zwei Schüsse! — Der Gesang verstummte. Pinotto sprang auf. Die Schüsse kamen aus einem Kastanienwald oberhalb Arannos, wo ein Gase sichtet, ein Gase, von dem nur Pinotto wußte. Ein Wilderer suchte ihm also die Beute abspenstig zu machen! — In der Seele Pinottos erhob sich ein furchtbarer Zwiespalt: Liebe oder Wilderei?! — Der Kampf wurde immer

mächtiger. Der Liebende strengte alle seine Kräfte an, die Versuchung zu übertönen, aber der Sieg — der Endsieg fiel trotz allem dem — Wilderer zu. Pinotto warf die Gitarre über die Schulter, in vier Sätzen war er zu Hause, riß das Gewehr von der Wand und verschwand eilig im Dunkel der Büsche Arannos.

Den Hasen hatte ihm niemand abspenstig gemacht. Die Jagd war verboten, und dem neuen Aufseher, der sich geäußert, er werde den Wilddieb erschießen, traute niemand. Pinotto nahm seinen Hasen, die schöne Isolina aber bekam er nicht. —

(Aus dem Italienischen übersetzt von A. Angst.)

Die Sterne lügen nicht.

Humoreske von Wilhelm Wendling.

Es ist bekannt, daß Pierpont Morgan in seinem Kontor einen ganzen Schwarm Astrologen sitzen hat, deren Rat er bei allen geschäftlichen Unternehmungen einzuholen pflegt. Ist die Konstellation des Tages ihm günstig, wagt er unbedenklich jedes noch so riskante Geschäft, bilden dagegen die Planeten einen ungünstigen Aspekt, kann ihn keine Macht der Welt zu einer Entschließung überreden. Man mag ihn darum als abergläubig belächeln, aber daß er bei diesem Aberglauben Multimillionär geworden ist, gibt doch zu denken. Selbstverständlich stellt er auch keinen Menschen auf einen verantwortungsvollen Posten, ohne vorher dessen Horoskop befragt zu haben, und so geschieht es oft, daß ein Bewerber mit den glänzendsten Zeugnissen abgewiesen wird, wenn er unter einer üblen Sternkonstellation geboren ist, während mancher Glück hat, der auf nichts vertrauen kann als auf seinen Stern, und zwar buchstäblich.

Charles Blacksmith kannte dieses seltsame Prüfungsverfahren Morgans. Natürlich hielt er die Astrologie für einen glatten Unfug, auf alle Fälle aber — ob nun die Astrologen wirklich die Eigenschaften und Schicksale eines Menschen entscheiden können oder nicht — hatte er sich klug gesichert und Geburtstag und Stunde seines vor Jahren verstorbenen Bruders angegeben. Dieser Bruder war nämlich ein wahres Mustere Exemplar von Mensch gewesen, glänzend begabt, ungemein fleißig, ein Charakter edelster Art, kurz, in allem das Gegenteil von Charles. Wenn ihn nicht so früh eine Blinddarmentzündung dahingerafft hätte, wäre er gewiß einer

der führenden Männer des Landes geworden. Sein Horoskop mußte geradezu ideal ausfallen.

Charles schmunzelte vergnügt. Sein Schicksal lag also wirklich in den besten Händen. Die fatale Astrologie, die ihm vielleicht hätte zum Verhängnis werden können, sollte ihm nun sogar den Steigbügel zu einer vielbegehrten Vertrauensstellung halten. Er fand sich also mit den besten Hoffnungen zu der ihm bestimmten Zeit bei Pierpont Morgan ein.

Morgan empfing ihn in bester Laune. „Ich habe mir inzwischen Ihr Horoskop stellen und deuten lassen, Mister Blacksmith. Die Berichte, die ich von meinen Astrologen erhalten habe,“ er wies auf mehrere vor ihm liegende Blätter, „äußern sich alle ziemlich übereinstimmend. Warum soll ich ein Geheimnis daraus machen? Ich will Ihnen das Wesentliche kurz zusammenfassen, Sie können dann selbst sehen, wie wunderbar die Astrologie ist. Also: Sie sind mit reichen Naturgaben ausgestattet, erfassen schnell und klar jede Situation und handeln energisch und zielbewußt. Ihre Beharrlichkeit in vorgegenommenen Dingen wird aber nie zur Einseitigkeit. Sie zeigen sich im Tun und Denken immer großzügig, ohne jedoch den scharfen Blick für das Kleinste zu verlieren...“

Charles Blacksmith errötete und verneigte sich ein wenig bei jedem Satz, wodurch er seine Vorzüge allerbescheidenst bestätigte.

„Sie besitzen eine seltene Aufrichtigkeit und würden eher sterben, als ein Vertrauen, das man in Sie setzt, zu enttäuschen. Ihre Offen-